



Unterhaltungsblatt

Illustriertes

Wöchentliche Beilage zur
Chorner Ostdeutschen Zeitung
 Verlag der Buchdruckerei der Chorner Ostdeutschen Zeitung, G. m. b. H., Chorn.

1902. * № 22.

Im Paradies.

Roman von Woldemar Urban.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Zicuzza schritt nun mit kräftigen Schritten ziemlich lebhaft aus. Ihr rotes Kopftuch flatterte im Winde und ließ unter den grauen Haarspähen die mächtigen Ohrringe vom Umfange eines Fünffrankenstückes und etwa auch von demselben Gewicht sehen. Ihre Gewänder flogen um sie herum, und mit der einen Hand strich sie in besonderer Weise über Gesicht und Hals hin und her, als ob sie sich zu einem wichtigen Werk sammeln müßte. Sie sprach jetzt kein Wort mehr, ihre Augen starrten mit einem sinnenden Ausdruck zu Boden oder richteten sich wie suchend ernst und gemessen empör, als ob sie die Wolkenzüge beobachten wollte. Von Zeit zu Zeit bewegten sich ihre Lippen, als ob sie Gebete oder Beschwörungen murmelte.

Oben, nicht weit von der Kirche San Antonio, führte ein Gäßchen von der Straße auf einen kleinen Hügel zu. Dieses verfolgten Zicuzza und Agnelillo, bis sie an ein kleines Häuschen oder an eine Hütte kamen, die früher vielleicht dem Feldhüter Obdach gegeben, als hier noch Wein und Bohnen gebaut wurden. Nun war aber der Weinberg teils verbaut, teils vernachlässigt, das Hüterhäuschen überflüssig geworden, und Zicuzza wohnte schon seit Jahren darin. Ob sie je Miete dafür bezahlte oder auch nur den Besitzer um seine Erlaubnis gefragt hatte, hier zu wohnen, war sehr zu bezweifeln.

Eine Miete war übrigens das Haus eigentlich auch nicht wert. Es war vernachlässigt und verfallen, die Thür, eine alte halbverfaulte Bretterplanke mit einem Holzriegel, von außen sehr leicht zu öffnen; aus dem Mauerverk waren da und dort Steine herausgefallen, das Dach war platt, mit einer leichten Wölbung, damit der Regen abließ. Es hatte nur einen, nicht einmal gepflasterten Raum, in dem ein Bett, ein aus übereinander gelegten Mauersteinen gebildeter Feuerherd, wie man ihn manchmal bei den Feldarbeitern sieht, die sich im Freien ihre Polenta kochen, einige Blechgeschirre, ein alter wackeliger Tisch und einige ebenso alte und wackelige Stühle das ganze Mobiliar bildeten. Im Dach war ein Loch; das war die Feueresse, einfach, aber unpraktisch, denn die Luft wurde dadurch bei jedesmaligem Feuermachen rauchig zum Ersticken, was aber die alte Zicuzza nicht

im geringsten genierte. Die Frau schien eine Gesundheit von Eisen zu haben.

„Komm, mein Süßer,“ sagte Zicuzza, indem sie eintrat, „und nun erzähle mir deine Geschichte. Was willst du von mir wissen?“

„Kann uns hier niemand belauschen, Zicuzza?“ fragte Agnelillo vorsichtig.

„Bah. Wer soll uns hier belauschen? Sprich nur unbesorgt. Es ist weit und breit kein menschliches Ohr. Und die Ziegen, die hier herumklettern, stören uns nicht.“

Agnelillo erzählte nun bis in die kleinsten Einzelheiten den Traum seines Vaters von dem Schatz auf dem Possilippo und that dabei so wichtig, so geheimnisvoll-vorsichtig, als ob es sich um ein neues Evangelium handelte. Und ebenso hörte ihm auch Zicuzza aufmerksam, gespannt zu, unterbrach ihn an einzelnen Stellen mit hastigen Fragen, als ob die Dinge in ihren Augen ein ungeheures Interesse erzielten, so daß schließlich Agnelillo auch zu der Ansicht kam, daß der ganze Vorgang, der Traum in allen seinen Teilen ein Begebnis

„O, ganz entschieden,“ antwortete diese mit einer wahren Begeisterung. Sie kannte solche Sachen schon aus ihrer langjährigen Erfahrung. Wenn sie die Leute auf solchen und ähnlichen Dingen erst ordentlich festtritt, so brachten sie ihr alle sauer am Munde abgeparten Soldi und Lire, um immer mehr von der geheimnisvollen Geschichte zu erfahren.

„Du glaubst wirklich an den Schatz, Zicuzza?“ fragte Agnelillo wieder gierig. Er glaubte ja schon längst daran. Er war davon überzeugt, aber es freute ihn doch, wenn ein anderer seine Meinung bestätigte.

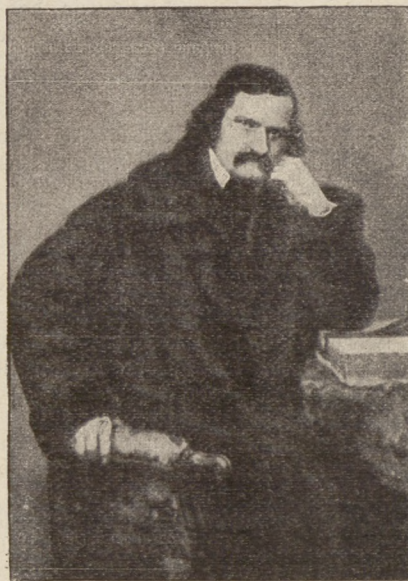
„Der Schatz ist da. Er hat sich erklärt. Der Traum deines Vaters ist sein Werk. Er will gehoben sein. Deshalb hat er deinem Vater den Traum eingegeben.“

„Aber wo? Wo ist der Schatz? Wie kann ich ihn heben?“

Das war nun die eigentliche Kardinalfrage, an deren Beantwortung alles hing. Agnelillos Augen leuchteten vor Gier und abergläubischer Dummheit. Aber Zicuzza kannte aus ihrer langen Praxis diese Sachen schon, und nach dem Grundsatz: „Was niemand weiß, das kann man dreist behaupten,“ ging sie der Beantwortung solcher Fragen kühn entgegen. Sie wußte natürlich von der ganzen Sache so wenig wie Agnelillo. Für sie handelte es sich nur darum, dem jungen Menschen etwas vorzumachen, damit er noch mehr Geld zu ihr bringe.

„Nur still,“ murmelte sie geheimnisvoll und wichtig, „wir werden jetzt das Buch der Weisheit fragen.“

Damit nahm sie aus einem Versteck im Bett ein Spiel abgegriffener schmutziger Karten, die von vielem Gebrauch krumm gebogen und an den Ecken zerstoßen waren, legte sie in verschiedenen Ordnungen mehrmals auf den Tisch auf, besah sie jedesmal mit tief sinnigen Blicken, als ob Gott weiß welche Offenbarungen darin zu sehen gewesen wären, und murmelte geheimnisvoll vor sich hin. Sie berührte da und dort eine Karte nachdenklich mit dem Finger, kurz, führte all das alberne Brimborium aus, das sich die Kartenschlägerinnen von Beruf in langer Praxis angewöhnten. Agnelillo sah ihr andächtig zu und verhielt sich mäusestill. Nach einer langen Weile geriet Zicuzza plötzlich in eine leidenschaftliche Aufregung, leuchte heftig und sagte, mit dem Finger eine Karte berührend: „Das ist der Schatz!“



Reichsfürst Hans von und zu Aufseh. (S. 171)
 Nach einer Photographie
 von Franz Hanfstaengl in München.

von weittragender Bedeutung und Wichtigkeit, ein Wunder sei.

„Du glaubst also, Zicuzza,“ fragte endlich Agnelillo, „daß an der Geschichte etwas ist?“

Agnelillo, der durch die lange Stille und das ewige Hinstarren schon halb wirr im Kopfe geworden war, erschrak bei der Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit, mit der diese Worte hervorgestoßen wurden, und kam nun gleichfalls in Aufregung. Merkwürdig! dachte er, das also war der so lang gesuchte, heiß ersehnte Schatz, dieses Stück Karton? Dieses Kartenblatt?

„Wo liegt er, wo liegt er?“ fragte er leise, als ob er sich gefürchtet hätte, sie zu stören.

„Er liegt im Grünen. Hier, das sind lauter Bäume. Also in einem Wald oder in einem Park, wo viele Bäume stehen. Hier ist auch Wasser. Er liegt also auch nicht weit vom Wasser. Es ist viel Wasser. Vielleicht also an der Küste vom Posilippo, am Meer.“

„Weiter siehst du nichts?“

„Hier ist noch etwas, aber ich kann nicht erkennen, was es ist. Es sieht aus wie ein Brief und doch ist es kein Brief. Es ist etwas Ähnliches, aber ich weiß nicht was.“

„Laß es sein, was es will. Sage mir nur schnell, wie ich den Schatz heben kann.“

Zicuzza starrte noch eine Weile auf die schmutzigen Karten, deren Zeichen stellenweise schon nicht mehr zu erkennen waren.

Dann schob sie mit der Hand wieder alles zusammen und begann sie wieder von neuem in einer anderen Ordnung, diesmal in Form eines Kreuzes, aufzulegen.

„Hier ist das Gold,“ murmelte sie endlich wieder geheimnisvoll.

„Gut, gut. Nur weiter.“

„Und das ist Blut. Gold und Blut ziehen sich an — das eine wirkt auf das andere ein.“

„Gold und Blut?“

„Ja. Siehst du hier, wie sich lauter Blut um das Gold herumdrängt?“

Agnelillo sah nichts als ein paar verbogene, schmutzige Kartenblätter, aber er nickte aufgeregt.

„Nur weiter, nur weiter!“ flüsterte er.

„Dann liegt hier noch ein alter Mann, und hier liegt die Dame. Ah, die Dame ist schön, so schön, aber sie liegt weiter ab. Der alte Mann liegt näher. Hier ist auch noch ein Kind, ein kleines, kaum ein Jahr altes Kind. Ich weiß nicht, was damit ist. Es ist vielleicht die Zukunft. Es liegt noch in Windeln. Agnelillo, nimm dich in acht! Die Windeln wollen mir nicht gefallen. Windeln in der Zukunft bedeuten Ketten und Gefangenschaft.“

„Aber wie kann ich ihn heben? Was muß ich thun, um ihn zu finden?“ fragte Agnelillo ungeduldig.

Zicuzza mochte aber meinen, daß sie für zwei Lire nun genug gezaubert habe.

„Heute ist die Stunde vorbei,“ sagte sie. „Komm nächste Woche wieder. Aber bringe mir nicht unter fünf Lire, das sage ich dir, Agnelillo. Du siehst, es handelt sich um eine große Angelegenheit. Knaufere also nicht und bringe mir die fünf Lire.“

Agnelillo wollte aber nicht gehen. Er

mußte ja doch eigentlich noch gar nichts Bestimmtes. Alles, was Zicuzza gesagt hatte, war so unbestimmt, so wenig genau, daß er nicht wußte, was er zu thun und zu lassen hatte. Er wollte schimpfen und die alte Zicuzza einschüchtern, damit sie ihm noch mehr sage. Aber das alte wächserne Gesicht mit den großen wilden Augen schaute so beängstigend und drohend auf ihn, daß er nichts herausbrachte.

„Geh!“ herrschte ihn Zicuzza an.

Agnelillo durfte es nicht mit ihr verderben. Er machte mit der Hand in der Tasche das Bettatorezeichen und ging flüchtig grüßend davon. —

Als Agnelillo nach Hause kam, zog ihn sein Vater eifrig am Ärmel. Er wollte wissen, was er mit der alten Zicuzza verhandelt hatte. Eine Waschfrau, die mit ihnen in derselben Stube wohnte, saß im Hausgang und strickte.

„Es ist alles vermaledeiter Schwindelkram, Vater,“ sagte Agnelillo ärgerlich. „Sie weiß auch nichts.“

Ob nun Agnelillo nicht sprechen wollte, oder ob er sich wirklich damit ein Ansehen geben wollte, indem er die Weisheit der Zi-

kein Korallenfischer! Ich werde mich schon in acht nehmen vor dem Meer.“

„Und so weiß ich noch hundert Sachen von der alten Zicuzza. Sie weiß eben alles!“ fuhr die Waschfrau immer strickend fort. „Da war die alte Violetta —“

Agnelillo hörte nichts mehr, wollte nichts mehr hören. Er trat wieder aus dem Hause hinaus, ging quer über die Straße hinweg und legte sich auf die Mauer in die Sonne. Von hier konnte er sehen, wie die reichen Herrschaften und Nobili mit glänzenden Equipagen und feurigen Pferden auf der schönen Straße am Posilippo Corso fuhren, wie die schönen Damen in hellen Sommertoiletten und glänzenden Seidenbändern im Wagen lagen und mit den Herren schäkerten, die neben ihnen her ritten in blitzenden Uniformen. Und er sah all das Wohlleben, den Glanz und die Pracht — und der Neid überkam ihn. Und als es dunkelte, dachte er über nichts weiter nach, als über die alte Zicuzza, und wo er die fünf Lire hernehmen würde, die sie verlangte.

9.

Der alte Giuberti hätte eigentlich mit den

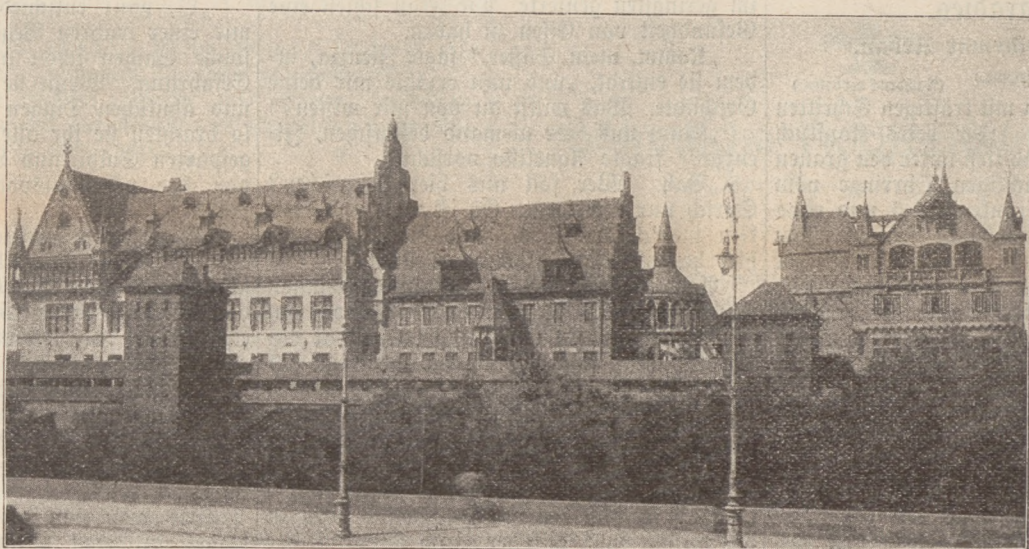
Errungenschaften seines Lebens zufrieden sein können. Aus dem davongelaufenen Sohn eines armen alten Fischers in Paola war im Laufe der

Jahrzehnte ein recht wohlhabender Mann geworden. Aber dieses Geld, das Leone unter unfählichen Entbehrungen und persönlichen Hungerleiderei zusammengehachert hatte, weit davon entfernt, ihm jene beneidenswerte Ruhe und Zufriedenheit mit seinem Lebensabend zu gewähren, war vielmehr für ihn

ein wahres Gift, das ihn nicht schlafen ließ, für dessen Erhaltung und Vermehrung er Tag und Nacht sorgte. Je mehr er besaß, desto mehr wollte er haben, desto mehr spannte er alle seine Nerven an, um neues Geld zu erhalten. Sein Leben war eitel Sorge und Aerger; ein fortwährender erbitterter Kampf um — „die Heiligkeit des Besitzes“. Er kannte keine Freude, keinen Genuß, als den des Besitzes, und dieser rieb ihn auf vor lauter Sucht nach immer neuem Besitz. So stand er im fortgesetzten Kampf mit allen, die etwas besaßen, und mit jenen, die etwas von ihm haben wollten.

Mit vielen Opfern hatte er seine Forderung an Marini beim Konkursgericht durchgesetzt. Er hatte, im Bewußtsein, daß seine Forderung nicht so ganz reinlich und sauber war, hier ein paar Lire springen lassen, dort Verpflichtungen übernehmen müssen, nur damit sie vom Gericht erst anerkannt würde. Diese Anerkennung kostete ihm an Bestechungen und dergleichen über hundert Lire, und nun, nachdem sie endlich erfolgt war, wurden so viele Forderungen angemeldet, daß der Commendatore Marini drei- und viermal überschuldet erschien, und Don Leone also nur etwa den dritten oder vierten Teil seiner Forderung erhalten konnte.

Er war wütend. Sein Blut hätte er lieber hergegeben als sein Geld. Aber da



Ansicht des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg. (S. 171)

cuzza als Schwindelkram bezeichnete, das ließ sich nicht bestimmen. Möglich war beides.

„Sie weiß alles!“ meinte plötzlich die alte Strickerin.

„Wer? Zicuzza?“ fragte Agnelillo, erstaunt über die Unterbrechung. Er mochte wohl glauben, daß die Waschfrau nicht wisse, wovon die Rede gewesen war.

Diese nickte und fuhr nach einer Pause in ihrer schwerfälligen Sprechweise fort: „Weißt du's noch, Fibreto, wie die Zicuzza dem jungen Mastrini vom alten Tommaso gesagt hatte, er solle sich vor Ketten und Banden in acht nehmen? Einmal drinnen, würden sie ihn nicht wieder loslassen? Weißt du es noch?“

Der alte Esposito nickte.

„Nun? Und was war mit dem jungen Mastrini vom alten Tommaso?“ fragte Agnelillo begierig.

„Se, nun ja,“ meinte die Alte, „zwei Jahre später ist er an der sizilianischen Küste beim Korallenfischen ertrunken.“

Agnelillo schüttelte fragend den Kopf, als ob er den Zusammenhang nicht verstünde.

„Na, die Ketten und Banden, die Zicuzza gesehen hatte, das war eben das Meer. Das hat ihn nicht wieder losgelassen,“ erklärte die Alte triumphierend.

Agnelillo zuckte mit den Schultern und murmelte leise vor sich hin: „Ich bin doch



Hebung des im Hamburger Hafen gesunkenen dänischen Dampfers „Orriik“.
Nach einer Photographie vom Atelier Schaul in Hamburg.

nühte keine Heiligkeit des Eigentums mehr. Marini hatte nichts, und niemand konnte von ihm mehr erhalten, als da war.

„Unterschreiben Sie, Don Mario, unterschreiben Sie,“ drängte er auf den jungen Marini ein, dem er auf dem Wege nach Portici aufgelauret hatte, „ich will ja von Ihnen nichts als die Zinsen für das Geld, das ich an Ihrem Vater verliere. Retten Sie die Ehre Ihres väterlichen Namens! Für zwei Lire und fünfzig Centesimi sollten Sie doch das Andenken Ihres Vaters reinhalten. Das ist auch für Sie nicht zu viel.“

Don Leone war ein schlauer Patron. Es war ihm weniger darum zu thun, von dem jungen Marini jede Woche zwei und eine halbe Lire herauszupressen, als vielmehr darum, von ihm eine Anerkennung der Schuld seines Vaters zu erhalten. Hatte er diese erst, hatte sich der junge Marini erst einmal für seinen Vater verbürgt, so konnte Don Leone dann an ihm herumpressen sein ganzes Leben lang. Und das wollte Don Leone auch. Er hatte die feste Absicht, sich für den „unerhörten Betrug“, den der alte Marini an ihm angeblich begangen hatte, an dem Sohn zu rächen. Aber vorläufig mußte er noch leise und demütig auftreten, damit der junge Mann erst in die Falle ging.

„Sie wissen, Herr Giuberti,“ antwortete der junge Marini trübseelig, „daß ich gern thue, was in meinen Kräften steht, um die Katastrophe, die uns betroffen hat, so viel wie möglich zu lindern. Ich weiß, daß Sie Geld verloren haben an meinem Vater, aber Sie wissen doch auch, daß ich jetzt nicht nur für mich, sondern auch für Vater und Schwester zu sorgen habe.“

„Ihr Vater hat doch seine Pension als Hafenbeamter, und Sie haben Ihre Pension als Offizier. Also machen Sie nur keine Ausflüchte. Was Ihre Schwester anlangt, so ist sie jung und kann ver-

dienen, was sie zum Leben braucht.“

„Gewiß, gewiß, Herr Giuberti, aber Peppä ist so unerfahren, so wenig geübt im Umgang mit den Menschen, daß man ihr wirklich nicht zu viel zumuten kann. Sie und jeder werden zugeben, daß ein junges, kaum siebzehnjähriges Mädchen, das in solchen Verhältnissen aufgewachsen ist —“

„Redensarten, Redensarten, Don Mario. Ich sage, sie kann verdienen, wenn sie will. Ich war zehn Jahre, als ich anfang zu verdienen —“

„Und was dann die Pension meines Vaters anlangt, so haben wir bisher noch keinen Centesimo erhalten. Vielleicht wird sie noch bewilligt, aber bestimmt ist es noch nicht. Und gerade jetzt, wo wir es am nötigsten brauchen, wo die Not am härtesten ist, fehlt es an allem. Meine Pension beträgt ganze fünfundzwanzig Lire den Monat. Was sollen drei Personen damit machen?“

„Und Ihr Gehalt in Portici?“

„Sechzig Lire im Monat.“

Also alles in allem noch keine hundert Lire für drei Personen. Sie können sich denken, Herr Giuberti, wie wir leben. Zweihundzwanzig Lire Miete —“

„Na, ich will Ihnen etwas sagen, Don Mario. Schreiben wir also zwei Lire jede Woche. Das können Sie bezahlen, ohne jede Widerrede. Wollen Sie? Das können Sie doch wohl an den ehrlichen Namen Ihres Vaters riskieren.“

„Herr Giuberti, ich fürchte nur, die anderen Gläubiger meines Vaters —“

„Lassen Sie die anderen aus dem Spiel. Von mir erfährt niemand etwas, das liegt in meinem Vorteil, und Sie haben nicht nötig, von unserem Abkommen zu schwätzen. Kommen Sie. Wir trinken da drüben eine Tasse Kaffee miteinander. Dabei machen wir unsere Sache ab. Ei, Sie sind doch jung, Sie können doch für Ihren Vater etwas thun.“

„Herr Giuberti —“

„Für Ihren Vater! Was thut man nicht für seinen Vater!“ fuhr

Giuberti fort, weil er sah, daß der junge Mario bei diesem Thema weich wurde. „Wenn ich noch einen Vater hätte! Mit meinen Händen wollte ich arbeiten, bis das Blut herausspritzte“ — er hatte den seinen, nachdem er ihm entlaufen, im Glend sterben lassen — „Tag und Nacht wollte ich mich schinden und plagen für ihn. Kommen Sie, Don Mario. Wir sind gleich fertig.“

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Rundschau.

Das Germanische Nationalmuseum in Nürnberg feiert in diesem Jahre das fünfzigjährige Jubiläum seiner Gründung durch den Reichsfreiherrn Hans von und zu Aufseß, dessen bedeutende Privatsammlungen auch den Grundstock der allmählich durch freiwillige Beiträge und Stiftungen aus allen deutschen Landen gewaltig angewachsenen Schätze des Museums bilden, die uns den ganzen Entwicklungsgang deutscher Kultur in allen ihren Richtungen vor Augen führen. Das Germanische Nationalmuseum, zuerst in einem alten Turm der Nürnberger Stadtbefestigung untergebracht, umfaßt jetzt mit seinen malerischen Bauten einen kleinen Stadtteil für sich und gehört zu den größten Sehenswürdigkeiten Nürnbergs. Zu den Verwaltungskosten des Museums zahlt das Reich einen jährlichen Zuschuß von 62,000 Mark; die Vermehrung der Sammlungen aber beruht nach wie vor auf den freiwilligen Beiträgen aus allen Kreisen unseres Volkes. Direktor ist gegenwärtig G. v. Beyold. — Die dreitägigen Festlichkeiten in Karlsruhe zur Feier des fünfzigjährigen Regierungsjubiläums des Großherzogs von Baden fanden ihren Höhepunkt am zweiten Tage, an dem der deutsche Kaiser eintraf, um seinen Oheim in Person zu beglückwünschen. Sobald der Kaiser im großherzoglichen Schlosse angelangt war, rückten die Regimentsmusik der Leibgrenadiere und die achtzehn Karlsruher Gesangvereine vor das Schloß, nahmen dort 2200 Mann stark Aufstellung und brachten dem Jubilar und seinem hohen Gäste ein Ständchen dar, dem das großherzogliche Paar und der Kaiser vom Balkon des ersten Stockes aus zuhörten. — Im Hamburger Hafen wurde kürzlich der dänische Dampfer „Orriik“, der in Altona Pferde ausgeladen hatte und im Begriff war, am Asiaquai anzulegen, von dem Reichspostdampfer „Preußen“



Die Jubiläumsfeier in Karlsruhe: Ständchen der Gesangvereine vor dem großherzoglichen Schlosse.
Nach einer Photographie von Runo Müller in Karlsruhe.

angerannt und schwer beschädigt. Man fand gerade noch Zeit, den „Orri“ aus dem Fahrwasser an die Quaimauer zu bringen, ehe er sank und sich auf die Seite legte. Der Taucher Bedeborf wurde alsbald mit der Aufgabe betraut, die Löcher unter dem Wasser zu dichten, worauf dann das Wasser aus dem Schiff ausgepumpt werden kann. Unser Bild zeigt uns das gesunkene Schiff und die bei der **Hebung** beschäftigten Leute. Eben steigt der Taucher, nachdem er eine halbe Stunde unter Wasser thätig gewesen, wieder empor, um sich auszuruhen. Der Arbeitsprahm mit der Luftpumpe und den sonstigen dem Taucher nötigen Werkzeugen liegt unmittelbar neben dem „Orri“, von dem nur ein Teil des überfluteten Decks zu sehen ist.

Mißglückter Versuch.

(Mit Bild.)

Gestern abend war Tanz in Dorftrug, und Marie, die erwachsene Tochter des Wirts, ist nun in der Frühe dabei, wieder Ordnung zu schaffen, wobei ihr die kleine Schwester hilft. Die Musikanten haben ihre Instrumente in der Wirtsstube gelassen und schnarchen noch droben in der Kammer. Die Bassgeige und die Trompete sind für die beiden Mädchen nichts Neues. Aber die Klarinette reizt ihre Neugier; das hölzerne Blasinstrument sieht so einfach aus, auf dem läßt sich gewiß gar leicht spielen. Marie möchte das doch einmal versuchen. Sie seht beherzt das komische Ding an den Mund. Aber wehe, wehe, welche Töne! Ein Quietschen und Piepsen, ein Meckzen und Stöhnen — die kleine Schwester hält sich voll komischen Entsetzens schnell die Ohren zu.

Büffelbulle, ein rumänisches Subrwerk überfallend.

(Mit Bild auf Seite 173.)

In den unteren Donauländern hält man den Büffel als Nutztier, aber seine Zucht ist nicht ungefährlich. Wird schon unser Stier leicht böseartig, so ist dies in noch höherem Grade bei dem Büffelbulle der Fall. Zwar sind den Tieren die Vorder-

süße gefesselt, aber in der Wut gelingt es ihnen doch oft, die starken Stricke zu zerreißen. Eine solche Scene zeigt unser Bild. Eine rumänische Bauernfamilie fährt an einer Büffelweide vorbei. Der Bulle, durch das nahebeie Fuhrwerk gereizt, sprengt seine Fesseln und stürzt sich dumpf brüllend mit gesenktem Kopf auf die Pferde. Zum Glück hat

meinem größten Mißvergnügen aus dem Morgenschlummer.

Wenn man sich nach innerer Einkehr und nach langem Nachdenken zu Bette legt mit dem mannhaften Entschlusse, nächstens einen Heiratsantrag zu machen, wenn man dann

in Gedanken an ein liebes, herzige Mädchen gesicht mit blondem Haar und blauen Augen einschläft, ein wenig Seligkeit träumt und dann mit dem Rufe aus der Seligkeit geweckt wird: „Herr Professor, ein Mord!“, so ist dies eine Rückkehr in des Lebens Wirklichkeit, die zuerst ein wenig verblüfft.

Doch ich war rasch bereit. Egeling hatte schon mit bewährter Routine alle Vorbereitungen getroffen: der Wagen war bestellt, alles Material hatte er mitgebracht, und wenn der Wagen vor meiner Wohnung vorfuhr, konnten wir ohne weiteres aufbrechen. Noch während ich mich ankleidete, erzählte mir Egeling durch die geöffnete Thür des Nebenzimmers, um was es sich handle.

In dem ungefähr eine Meile von meinem Amtsitz entfernten Orte Buckow hatte man in frühester Morgenstunde den Waldwärter Kammler tot aufgefunden. Der Mann lag in der Nähe des Dorfeingangs mit einer Schußwunde in der Brust. Der Bote, der die Nachricht vom Ortsvorsteher mitgebracht hatte, meldete, daß nach allgemeiner Ansicht Kammler mit Wilddieben im Forst zusammengetroffen und von den Gegnern erschossen worden sei. Er habe sich zwar noch bis zum Eingang des Dorfes geschleppt, um dort Hilfe zu suchen, sei aber unterwegs zusammengebrochen und gestorben.



Mißglückter Versuch. Nach einem Gemälde von H. Dehmichen.

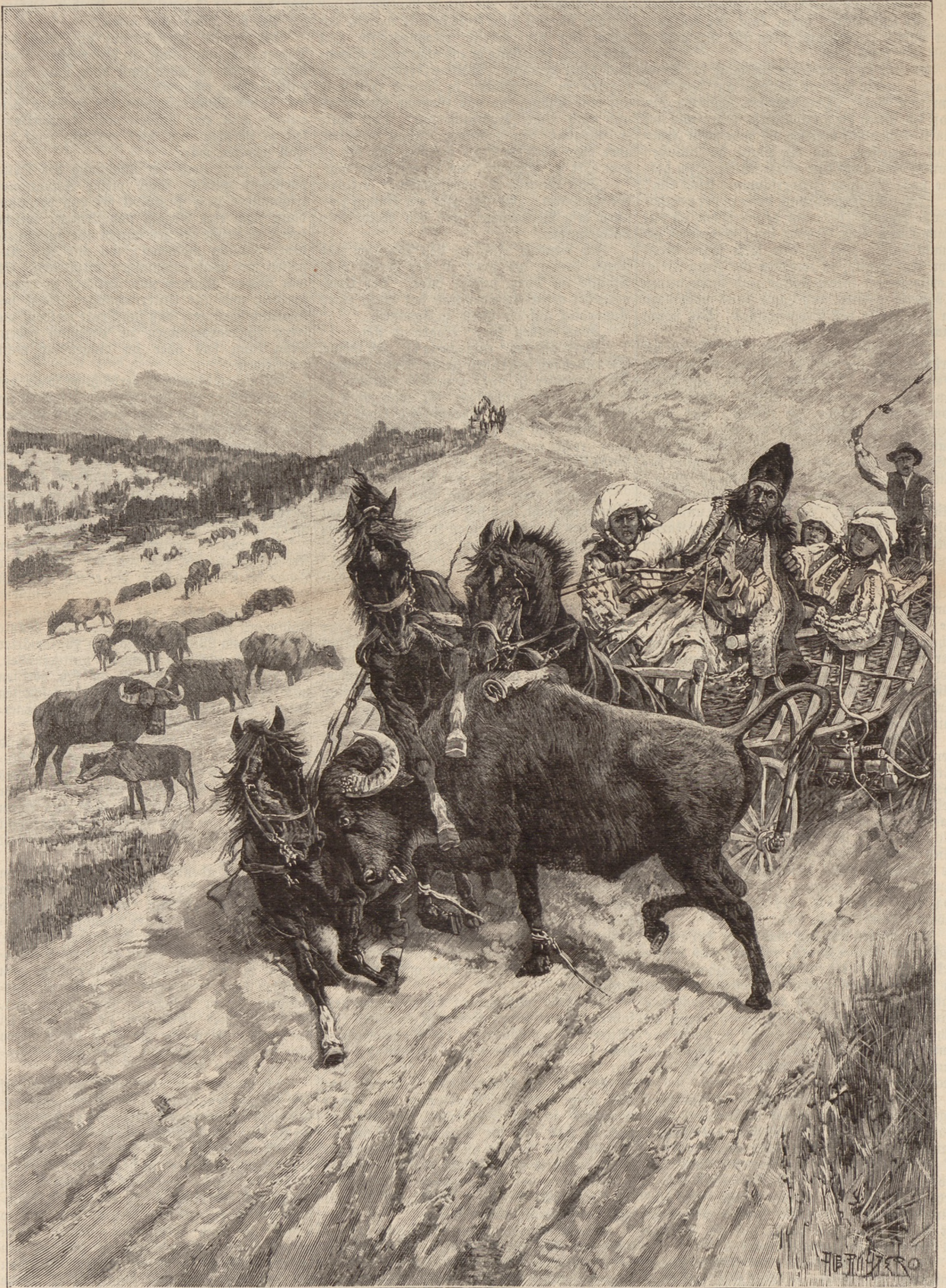
der Hirt den Vorgang bemerkt und eilt dem bedrängten Fuhrwerk zu Hilfe.

Elles Schreibst.

Aus den Erinnerungen eines Untersuchungsrichters.
Von K. Wildenstein.

(Nachdruck verboten.)

An einem Frühlingmorgen weckte mich der Aktuar Egeling, mein Protokollführer, zu



Wüffelbulle, ein rumänisches Fuhrwerk überfallend. (S. 172)

Es gab in unserer Gegend viel Wildddiebe, und die Forstbeamten hatten einen schweren Stand.

Ich frühstückte, dann kam der Kutscher, der immer diese Amtsfahren für uns machte, und wir fuhren ab.

Als wir so ziemlich am Ausgang der Stadt waren, drehte sich der Kutscher auf dem Bock um und sagte: „Herr Assessor, gestatten Sie, daß ich durch die Herthastraße fahre und auf einen Augenblick absteige, ich habe mein Frühstück vergessen, und die Sache da draußen dauert doch wohl eine ganze Weile. Ich hole die paar Minuten Zeitverräumnis leicht ein.“

Ich nickte Gewährung, denn in der Herthastraße wohnte „sie“, um derentwillen ich mir nachts noch eine Stunde lang Gedanken gemacht hatte. Der Wagen hielt fogar direkt vor dem Hause, in welchem die Frau Dekonomierat mit ihrem Sohne und ihren beiden Töchtern wohnte, und Lony stand noch dazu in dem Erker des Erdgeschosses. Das nennt man Glück haben!

Ich sprang vom Wagen, um sie zu begrüßen, und ihr heftiges Erröten machte mich sehr glücklich. Trotzdem sah ich, daß Lony eine sehr kummervolle Miene zeigte, und konnte nicht umhin, zu fragen, was denn geschehen sei. Sie reichte mir eine Postkarte durch das offenstehende Fenster, und ich las: „Ein zwingender Grund veranlaßt mich, für einige Tage zu verreisen. Besten Gruß. Max.“

„Er ist gestern abend noch auf einen Augenblick fortgegangen,“ erklärte Lony, „und nicht wiedergekommen. Heut früh kam seine Karte; Mama hat die ganze Nacht nicht geschlafen und ist außer sich.“

In diesem Augenblick kam Else, die zwölfjährige Schwester Lonys, aus dem Hause, um nach der Schule zu gehen. Ich begrüßte sie, dann teilte ich Lony noch in aller Geschwindigkeit mit, wohin ich wollte, und daß der Kutscher, der im Hinterhause wohnte, sich dort sein Frühstück hole. In demselben Augenblick kam der Kutscher zurück, und ich mußte einsteigen. Einen heißen Blick konnte ich noch mit Lony wechseln, dann ging es fort.

Ich konnte unterwegs über die Begegnung genügend nachdenken, denn wir hatten eine Stunde zu fahren. Die Frau Dekonomierat Holdheim hatte in letzter Zeit schwere Sorgen gehabt. Erst war der Mann gestorben, und das Vermögen, das er hinterließ, war lange nicht so groß, wie man erwartet hatte. Es blieb für die Familie gerade so viel übrig, daß sie anständig leben konnte, aber die Güter mußten verkauft werden, und Frau Holdheim zog nach der Stadt, wo ich sie und ihre Tochter Lony kennen lernte.

Vor einigen Wochen war Max, der zwanzigjährige Bruder Lonys, plötzlich nach Hause gekommen. Er war in der Provinzhauptstadt in irgend einem Geschäft angestellt gewesen, hatte aber die Stellung aufgegeben, was der Mutter sehr nahe zu gehen schien, denn ich sah sie öfters in Thränen, und sie hatte mir einmal direkt gesagt, Max habe ihr schon viel Kummer gemacht und mache ihr aufs neue große Sorge.

Doch ich konnte über meine Privatangelegenheit jetzt nicht weiter nachdenken. Da war Budow, und am Eingang des Dorfes stand der Ortsvorsteher, mich erwartend.

Der Thortort lag am anderen Ende des Dorfes. Hier hielt der Gendarm, ein außerordentlich tüchtiger Mann, Wache. Auf ihn konnte ich mich in allen Dingen verlassen. Er sorgte wenigstens dafür, daß die Spuren in keiner Weise verwischt wurden.

Ich fand die Leiche des Waldwärters Kammler in einer großen Blutlache, und man sah deutlich, daß das Blut aus einer Wunde in der Brust gekommen war. Dann führte

mich der Gendarm ungefähr dreißig Schritte zurück und zeigte mir einen Haufen weißer Steine, die mit Blut stark bedeckt waren, daneben lag der bereits rekonozzierte Hut Kammlers, hier hatte er offenbar einen Augenblick Halt gemacht. Weitere dreißig Schritte führten in den Wald, in junges Holz und auf eine Blöße, wo das Gewehr Kammlers und auch seine Jagdtasche lag. Dort hatte er offenbar den tödlichen Schuß erhalten, aber eben noch die Kraft befehlen, sich bis zu dem Ort zu schleppen, wo er gestorben war.

„Das Gewehr ist abgeschossen!“ erklärte der Gendarm. „Es hat also ein Kampf zwischen dem Waldwärter und den Wilddieben stattgefunden.“

Ich wendete mich an den Schulzen und fragte diesen, ob man in der Nacht nicht Schüsse im Dorfe gehört habe. Der Ortsvorsteher verneinte indes und bat mich, einen Augenblick auf die Seite zu kommen.

„Was wollen Sie?“ fragte ich ihn.

„Herr Assessor,“ entgegnete er, „ich meine, Sie sollten sich keine allzu große Mühe machen. Der Kammler ist nicht ermordet worden, er hat sich selbst erschossen. Er war schon in letzter Zeit nicht mehr lebenslustig, trank auch sehr stark, und ich glaube, er hatte auch ein paar recht unangenehme Sachen auf dem Korbholz, dazu Unfrieden mit seiner Frau.“

„Das sind doch alles nur Mutmaßungen!“

„Gewiß, Herr Assessor, aber andererseits glaube ich nicht, daß sich Wildddiebe in solcher Nähe des Ortes auf einen Kampf mit einem Forstbeamten eingelassen hätten.“

„O, diesen Schuften ist alles zuzutrauen,“ polterte der Förster, der soeben hinzugekommen war und die letzten Worte des Ortsvorstehers gehört hatte. „Der reine, niederträchtige Mord ist es.“ fuhr er fort, „der hier an einem pflichtgetreuen Beamten verübt wurde. Eine Gemeinheit begeht, wer es wagt, das Andenken des Toten zu beschimpfen. Aber natürlich hier im Orte giebt es auch Wildddiebe, das wissen wir schon lange!“

Um einen Konflikt zwischen dem Ortsvorsteher und dem Förster zu verhindern, erklärte ich: „Wir wollen uns darüber nicht streiten, meine Herren, sondern sofort an die Untersuchung gehen. Sie, Herr Förster, bitte ich, mich zu begleiten. Sie, Herr Ortsvorsteher, bleiben auf dem Platze hier und nehmen sich als Assistenten meinen Kutscher, der bereits mit solchen Dingen Bescheid weiß. Der Gendarm bleibt an dem Orte stehen, wo der Hut gefunden wurde. Sie drei sollen verhindern, daß irgend ein Unbefugter den Platz betritt und die Spuren verwischt. Ich gehe mit dem Protokollführer und dem Herrn Förster nach der Stelle zurück, wo wahrscheinlich der Schuß gefallen ist. Wir fangen dort mit der Untersuchung an.“

Es wurde nach meinen Anordnungen verfahren, etwas Neues aber nicht entdeckt. Ich diktierte in der Wohnung des Ortsvorstehers dem Protokollführer den Thatbestand, ließ den Bericht von den beiden Zeugen, dem Förster und dem Ortsvorsteher, unterschreiben und ging dann in Begleitung der beiden nochmals an die Thatstelle, um diese zu zeichnen und mir die Situation für meinen ausführlichen Bericht an die Staatsanwaltschaft einzuprägen. Ich habe durch die Praxis gelernt, daß eine solche zweite Besichtigung, selbst nach Abfassung des Protokolls, sehr oft noch wichtige Resultate liefert.

Diese Erfahrung sollte auch heute sich bestätigen. Als wir die Stelle, wo das Gewehr Kammlers gelegen hatte, nochmals aufsuchten, entdeckte der Förster unter einer Fichte ein Stück Papier, das er mir brachte. Wir alle hatten es übersehen. Es war ein Blatt

aus dem Schreibhefte eines Schulkindes, und auf den acht Doppellinien standen achtmal die Worte: „Not lehrt beten!“

Der Förster wies darauf hin, daß das Papier noch nicht lange an dieser Stelle liegen könne, denn es wäre sonst vom Tau durchnäßt worden, während es jetzt noch recht frisch sei. Diese Wahrnehmung des Försters veranlaßte mich, dem Papiere mehr Aufmerksamkeit zu schenken, als dies vielleicht sonst der Fall gewesen wäre.

Ich ging nach der Wohnung des Ortsvorstehers zurück, fügte meine Situationszeichnungen dem Protokoll bei und vernahm dann noch eine Anzahl von Leuten, welche zuerst die Leiche gesehen hatten und sich außerdem freiwillig meldeten, um mir ihre Ansichten und Wahrnehmungen mitzuteilen. Es war schwer, Wahres und Falsches zu unterscheiden, und alle Untersuchungen leiden bekanntlich darunter, daß sich Leute melden, die irrige Wahrnehmungen zu Protokoll geben. Man kann das aber im Augenblick nicht entscheiden.

Es waren angeblich verdächtige Leute am Abend vorher, an einem Sonntag, sowohl im Dorfwirtshaus, als in der Gesellschaft Kammlers gesehen worden. Drei Zeugen sprachen übereinstimmend von einem jungen, städtisch gekleideten Manne, der den ganzen Abend im Dorfwirtshaus gesessen hatte und erst in später Abendstunde weggegangen war. Sein ganzes Verhalten war den Leuten — natürlich erst nachträglich — verdächtig vorgekommen.

Während ich protokollierte, kam auch der Kreisphysikus und zog aus der Wunde der Leiche die Kugel heraus. Es ergab sich, daß sie in das abgeschossene Gewehr Kammlers paßte. Das hätte für einen Selbstmord Kammlers gesprochen, aber ebenfot konnte zwischen dem Wilddieb und dem Waldwärter ein Ringen um das Gewehr stattgefunden, der Wilddieb das Gewehr an sich gerissen und den Waldwärter damit niedergeschossen haben. Besonders der Förster trat ganz energisch für diese Erklärung ein.

Ich ließ noch den Lehrer kommen und fragte ihn, ob er etwas über das aufgefunden Blatt aus dem Schreibhefte eines Kindes sagen könne. Der Lehrer erklärte mit aller Bestimmtheit, das Blatt sei nicht aus einem Schreibhefte, wie es in seiner Schule gebraucht werde, es müsse aus einer höheren Lehranstalt stammen.

Ich kam abends erst spät nach meinem Amtssitz zurück, hatte hier die Protokolle an die Staatsanwaltschaft zu übergeben und konnte mich erst in später Abendstunde ziemlich erschöpft in meine Wohnung begeben. Ich fand hier einen Brief der Frau Dekonomierat, in dem sie mich dringend ersuchte, am nächsten Tage, wömmöglich in den Vormittagsstunden, sie zu besuchen. Sie schrieb mir, sie habe volles Vertrauen zu mir und sei überzeugt, ich würde ihr gerne mit meinem Rat in einer schwierigen Familienangelegenheit zur Seite stehen.

Ich mußte nun aber schon beizeiten auf dem Gericht sein, hatte in der Mordangelegenheit noch verschiedene Erhebungen zu besorgen, ebenso wie ich Egeling beauftragt hatte, mit dem Blatt aus dem Schreibhefte bei verschiedenen Schulvorstehern in der Stadt Nachfrage zu halten, meine Amtspflichten hielten mich dann wahrscheinlich bis in die späten Nachmittagsstunden auf dem Gericht fest, und so mußte ich mich entschließen, einen Boten zu der Frau Dekonomierat zu schicken, um bei ihr anfragen zu lassen, ob sie mich schon um acht Uhr empfangen könne. Dies wurde bejaht.

Die Frau Dekonomierat sah leidend und

vergrämt aus, als sie mich zu der ungewohnten Stunde empfing. Sie schien schwere Sorgen durchgemacht und auch in dieser Nacht wieder nicht geschlafen zu haben.

„Ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen, gnädige Frau,“ erklärte ich, „und bitte Sie, sich mir rückhaltlos zu offenbaren, wie eine Mutter ihrem Sohne.“

Die Dame verstand mich und schien von meiner Offenheit gerührt. „Es handelt sich um meinen Sohn,“ begann sie. „Mein Mann hatte so viel mit der Bewirtschaftung seiner Güter zu thun, daß er sich nicht viel um die Erziehung des einzigen Sohnes kümmern konnte. Max ist ja kein bössartiger Mensch, aber sehr leichtsinnig. Mein Mann hat ihn in einem Jägerbataillon dienen lassen, und hier hat Max das erste Unglück gehabt. Aus purem Leichtsinne hat er sich verleiten lassen, mit einem Oberjäger zusammen in den königlichen Forsten heimlich Wild zu schießen. Die Sache kam heraus, und unser Max sollte die Beerdigung zum Einjährigendienst verlieren, außerdem eine Festungsstrafe abbüßen und dann als Dreijähriger weiter dienen. Mein verstorbener Mann hat die größten Schwierigkeiten gehabt, um nur einigermaßen die Sache wieder in Ordnung zu bringen. Er ist selbst bei unserem Landesherrn gewesen und hat dort um Gnade für den leichtsinnigen jungen Mann gebeten. So kam Max mit drei Monaten Festungshaft davon und bezieht die Beerdigung zum Einjährigendienst. Der Oberjäger als sein Borgesetzter erhielt eine etwas strengere Strafe, kam aber ebenfalls noch gelinde durch. Als Max sein Dienstjahr hinter sich hatte, sollte er sich mit der Defonomie beschäftigen, er hatte dazu aber gar keine Lust. Er wäre gern Soldat geblieben, aber die Offizierscarriere war ihm durch seinen Leichtsinne und die Strafe, die er erlitten hatte, abgeschnitten. Er wollte dann in die Kolonien, trug sich mit dem Gedanken an Auswanderung, als mein Gatte plötzlich starb. Wie Sie wissen, mußten die Güter verkauft werden, und Max mußte sich nach irgend einer Carriere umsehen, die im Stande war, ihn einmal zu ernähren. Er bekam plötzlich Lust für das Bankfach, ich weiß nicht, wie er auf diese Idee gekommen ist. Ich habe ihn in der Provinzialhauptstadt in einem Bankgeschäft als Volontär untergebracht und war auch recht zufrieden mit ihm, bis vor einigen Wochen, wie Sie ja wohl wissen, Max plötzlich nach Hause kam. Er wollte zuerst nicht mit der Sprache heraus. Ich bekam aber bald darauf einen Brief des Bankhauses, in welchem mir mitgeteilt wurde, daß Max im Verdacht stehe, eine Unterschlagung begangen zu haben. Es fehlte Geld aus einer kleinen Kasse, die er verwaltete und zu der er allein den Schlüssel hatte. Das Bankhaus schrieb mir, Max habe beteuert, daß er das Geld niemals angerührt habe, und man wolle bei der geringfügigkeit der Summe — es handelte sich nur um zweihundert Mark — kein Aufsehen machen, habe aber Max aus dem Bankgeschäft entfernt und würde natürlich niemals dulden, daß er in ein anderes Bankgeschäft eintrete, da solche leichtsinnige Leute in einer derartigen geschäftlichen Stellung nicht geduldet werden dürften. Max hat auch mir gegenüber wiederholt seine Unschuld versichert und behauptet, das Geld müsse ihm gestohlen worden sein. Ich habe ihm natürlich als Mutter nicht lange zürnen können, ich mußte ihm sogar gut zureden, weil ich fürchtete, er würde sich ein Leid anthun. Nun ist er plötzlich verschwunden; ich habe hier eine Karte von ihm erhalten, in der er mir mitteilt, daß er auf einige Zeit fortmüsse. Was soll ich nun thun? Ich frage Sie um Rat, Herr

Assessor, denn ich fürchte, Max hat sich zu irgend einer verzweifelten That entschlossen.“

Die arme Mutter brach in lautes Schluchzen aus und war nur mühsam zu beruhigen. Ich erklärte ihr, daß sie sich übermäßig ängstige. Hätte Max die Absicht gehabt, sich ein Leid anzuthun, so hätte er entweder gar nicht geschrieben oder ihr ein ernsteres Lebewohl zukommen lassen. Vielleicht habe er irgend ein abenteuerliches Unternehmen vor, das er vor der Mutter noch geheimhalten wolle.

Das beruhigte die Frau etwas. „Und Sie meinen nicht, daß man die Polizei zu Hilfe nehmen sollte?“ fragte sie dann.

„Nein, denn sie könnte nichts helfen, es würde nur ein unliebsames Aufsehen entstehen, und dem späteren Fortkommen Ihres Herrn Sohnes wäre es keineswegs günstig, wenn man ihm nachsagen müßte, daß er von der Polizei gesucht worden sei.“

Frau Goldheim schien durch die Unterredung mit mir sehr beruhigt zu sein, und meine Ueberzeugung, nach der ich zu ihr gesprochen hatte, schien auf sie übergegangen zu sein. Ich verabschiedete mich und ging nach dem Gerichtsgebäude, vielleicht nur darüber etwas ärgerlich, daß ich Lony nicht zu Gesicht bekommen hatte.

Ich hatte ungefähr drei Stunden gearbeitet, und es war um die Mittagszeit, als Egeling von seinem Rundgang bei den Schulvorständen zurückkam. Ich sah es seinem Gesicht schon an, daß er ein Resultat hatte. Er legte das Stück Papier aus dem Schreibheft vor mich hin und sagte mit eigentümlicher Betonung: „Auf den beiden Gymnasien und der Realschule hatte ich keinen Erfolg, wohl aber in der städtischen höheren Töchterschule. Ich weiß sogar bereits, aus welchem Schreibheft das Stück Papier ist. Der Lehrer, welcher den Schreibunterricht erteilt, hat auf den ersten Blick erkannt, daß das Blatt die Schriftzüge der kleinen Else Goldheim trägt.“

„Es ist gut, Egeling,“ erklärte ich, „ich danke Ihnen.“

Als Egeling mein Zimmer verlassen hatte, war es aus mit meiner Ruhe. Eine Angst besiel mich, welche es mir fast unmöglich machte, klar zu denken. Mit einem Schlage war Max Goldheim, der Bruder des Mädchens, das ich heiraten wollte, eines Mordes verdächtig. Es war ja nicht allein das Stück Papier, das man an der Mordstelle gefunden hatte, sondern ihn verdächtige auch der Umstand, daß er schon einmal Wilddieberei getrieben, daß er außerdem eine Unterschlagung begangen hatte und daß er ein sehr leichtsinniger Mensch war, ferner sein plötzliches Verschwinden, welches genau mit dem Zeitpunkt des Verbrechens zusammenfiel, dazu der Umstand, daß man in dem Orte Buckow im Dorfwirtshaus einen städtisch gekleideten jungen Mann gesehen hatte, der den anwesenden Bauern verdächtig erschienen war. Dies alles gab zusammen eine Kette schwerbelastender Indizien.

Vielleicht dachte ich in diesem Augenblicke nicht so sehr an den unglücklichen jungen Menschen, wie an mich und an Lony. Was würde aus uns beiden werden? Mir war es unmöglich, wenn ich nicht auf meine Carriere verzichten wollte, Lony zu heiraten, denn ein Justizbeamter konnte unmöglich die Schwester eines Mörders zu seiner Frau machen. In welcher schwierige Lage kam ich da! Von Amts wegen mußte ich jetzt nach dem unglücklichen Max fahnden und ihn zur Verhaftung und etwaigen Bestrafung bringen.

Stundenlang beschäftigte ich mich, ohne zu einem Resultat zu kommen, mit der Sache. Diese Stunden gehören mit zu den schrecklichsten meines Lebens. Es war mir ein Be-

dürfnis, mit Lony zu sprechen, ihr zuerst von dem schrecklichen Verdachte, der sich gegen ihren Bruder zusammenzog, Mitteilung zu machen, und so entschloß ich mich endlich, ohne den Schreiblehrer vernommen zu haben, nach der Herthastraße zu gehen.

Als ich klingelte, öffnete mir die zehnjährige Else. „Mama und Lony sind nicht zu Hause,“ sagte die Kleine, „sie sind fortgegangen.“

„Weißt du nicht, wann sie wiederkommen, Elschen?“

„Nein. Es ist eine Depesche gekommen, ich glaube von Max. Mama hat sehr geweint, Lony hat auch geweint, dann sind sie zusammen fort. Wollen Sie nicht hereinkommen, Herr Assessor, und auf Mama warten?“

Ich hatte so wie so die Absicht, mit Else ein kleines Verhör vorzunehmen, ich ging also mit ihr in die Wohnung, und das für ihr Alter sehr kluge und gut erzogene Mädchen blieb bei mir, um mich zu unterhalten.

„Sag einmal, Elschen,“ begann ich vorsichtig, „ich habe gehört, du kannst so außerordentlich schön schreiben.“

Else errötete vor Freude. „Ach nein,“ erklärte sie, „es ist nicht so schlimm, unser Schreiblehrer sagt immer, es könnte noch viel besser sein.“

„Du hast wohl recht gern Schreibunterricht, Elschen?“

„Ach nein, es ist so furchtbar langweilig, man muß immer dasselbe schreiben.“

„Aber du hebst dir gewiß deine Schreibhefte recht sorgfältig auf?“

„Nein, Herr Assessor, ich verschenke sie immer, wenn sie voll sind.“

„Wem denn, Elschen?“

„Der Frau Krause im Hinterhause, die hier bei uns manchmal rein macht.“

„Und was macht die denn mit deinen Schreibheften, Elschen?“

„Die packt ihrem Mann das Frühstück in die Blätter ein.“

In diesem Augenblick überkam es mich zum zweitenmal an diesem Tage wie eine Offenbarung, aber diesmal war es nicht Schreck, sondern das Gefühl, daß ich am Vorabend einer Entdeckung stand, die geeignet war, mich unsäglich lächerlich zu machen. Frau Krause war nämlich die Frau des Kutschers, der mich immer fuhr.

„Ich möchte einmal selber Frau Krause sprechen,“ sagte ich. „Kannst du mich nicht zu ihr führen?“

Fünf Minuten später hatte mich Else nach der Wohnung der Frau Krause gebracht. Weitere drei Minuten später war mir alles klar. An dem gestrigen Morgen hatte Frau Krause ihrem Mann, meinem Kutscher, als er mit mir zur Mordstelle fuhr, das Frühstücksbutterbrot in ein Blatt Papier aus Elses Schreibheft gepackt. Der Kutscher hatte sein Frühstück auf der Mordstelle verzehrt, er hatte dort das Frühstückspapier fortgeworfen, der Förster es gefunden und mir übergeben. Deshalb war auch beim ersten Abfuchen der betreffenden Stelle durch den Gendarmen das Papier nicht entdeckt worden. Frau Krause konnte mir auf das genaueste bestätigen, daß gerade dieses Stück Papier am gestrigen Morgen von ihr zum Einpacken der Frühstücksbutterbrote für ihren Mann verwendet worden war.

Ich atmete wie von einem Banne erlöst auf.

Als wir nach der Wohnung der Frau Defonomierat zurückkamen, wartete unser eine neue Ueberaschung. Nicht nur Mama und Lony waren da, sondern auch Max. Vorgestern, am Sonntag, war Max gegen Abend spazieren gegangen und dabei einem Manne

begegnet, mit dem er zusammen in dem Bankhause gearbeitet und den er stets heimlich für den Dieb der zweihundert Mark gehalten hatte. Er ging diesem Manne, einem Hausdiener, der einen Genossen bei sich hatte und ihn nicht bemerkte, nach und erfuhr aus Bruchstücken des Gesprächs, daß sich der Hausdiener heimlich nach Amerika begeben wollte. Max ließ ihn nicht mehr aus den Augen, folgte ihm auf den Bahnhof, schrieb hier die Karte an seine Mutter und fuhr die Nacht hindurch mit bis Hamburg. Eckermann, so hieß der Hausdiener, ging nach einer Dampfschiffagentur, und dort bewirkte Max seine vorläufige Festnahme. Der erschrockene Flüchtling gestand nicht nur, daß er einen Geld-

brief, den er zur Post tragen sollte, unterschlagen habe, sondern bekannte auch den Diebstahl der zweihundert Mark aus der kleinen Kasse, die Max geführt hatte.

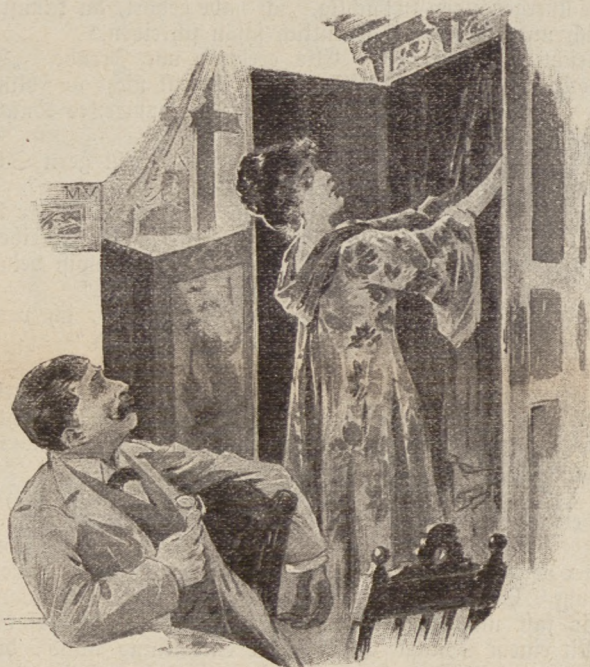
Während ihrer Erzählung lief eine Depeche ein von dem Bankhause; sie enthielt einen Glückwunsch an die Frau Dekonomierat wegen der jetzt erwiesenen Unschuld ihres Sohnes, gleichzeitig die Aufforderung an Max, wieder in seine frühere Stellung einzutreten.

Ich hütete mich natürlich wohl, zu sagen, daß ich einige Stunden lang Max sogar für einen Mörder gehalten hatte. Kaum war ich wieder auf dem Gericht angelangt, so ließ sich der Ortsvorsteher von Buckow melden, und ich sah es seiner triumphierenden Miene

an, daß er mir irgend etwas Wichtiges mitzuteilen hatte.

„Ich hatte doch recht, Herr Assessor,“ erklärte er, „und der Förster mag ein noch so großes Mundwerk haben, ich lasse mich von ihm nicht Lügen strafen. Hier sehen Sie, der Kammler hat sich selbst erschossen, er hat sogar einen Brief an seine Frau zurückgelassen, daß er sich wegen des Unfriedens mit ihr das Leben nehme. Das Weib hat den Brief verheimlicht, ich habe ihn aber so lange zugeseht, daß sie ihn endlich herausgab. Kammler hat sich den Schuß selbst beigebracht, wahrscheinlich aber ist ihm dann die Sache leid geworden, und er wollte nach dem Dorfe, um Hilfe zu holen; unterwegs ist er aber zu-

Humoristisches.



Abergläubisch.

Frau (die sich am Kleiderkrank zu schaffen macht): Um Gottes willen, Mann! Eben zähle ich, daß ich gerade dreizehn Kleider habe; jetzt wirst du mir aber schleunigst noch eins dazu kaufen müssen, eher habe ich keine Ruhe im Hause.



Der Erbonkel.

Onkel: Ich bin in letzter Zeit wieder recht rüstig geworden, findest du nicht auch?
Neffe: Ja, ich merk's täglich; kein Mensch will mir mehr etwas pumpen!

fammengebroschen und am Blutverlust verschieden.“

Am Abend erzählte ich in der Familie Goldheim haarklein, wie ich dazu gekommen war, Max für einen Mörder zu halten. Dann erzählte ich noch eine Viertelstunde lang in einem anderen Zimmer Fräulein Lony allein, warum ich über diese Entdeckung so unglücklich gewesen sei, und noch an demselben Abend erklärte die Frau Dekonomierat, daß sie sich freue, in mir wirklich einen zweiten Sohn zu bekommen.

Die Erfahrung, die ich aus diesem Erlebnis zog, war etwas bitter, aber auch sehr wertvoll für mich. Der Untersuchungsrichter ist eben nicht nur vom Zufall außerordentlich abhängig, sondern oft auch Eventualitäten ausgesetzt, die ihn nicht nur auf eine falsche Spur leiten, sondern auch unsterblich lächerlich machen können. Hätte ich auf die gesammelten Indizien hin irgend welche Schritte gegen Max Goldheim gethan, ich hätte mich nicht nur blamiert, sondern auch mein eigenes Lebensglück zerstört, und das nur wegen des Schreibheftes der kleinen Else.

Bilder-Rätsel.



Auflösung folgt in Nr. 23.

Auflösung des Bilder-Rätsels in Nr. 21:
Im Bache des Leichtsinns ertrinkt der beste Schwimmer.

Werk-Rätsel.

Wasserhose, Sanduhr, Bayreuth, Seefadett, Jansbrud, Entbehrung, Verjorgung, Eigenjinn, Leonidas, Liverpool, Braunschweig, Siebenbürgen, Zenith, Lichtwer, Hauff, Marmor, Regensburg.
Man merke sich in jedem der oben angeführten Wörter drei aufeinanderfolgende Buchstaben und verbinde dieselben zu Wörtern. Nach richtiger Zusammenstellung der gefundenen Wörter ergeben dieselben der Reihe nach gelesen ein Sprichwort. Wie lautet dieses?
Auflösung folgt in Nr. 23.

Charade. (Vierfüßig.)

Eins und drei ein Mädchenname,
Der gar zart und lieblich klingt;
Zwei nebst vier liebt manche Dame,
Weil es stets was Neues bringt.
Wenn in heißen Sommerzagen
Uns des Durstes Qual verzehrt:
Durch das Ganze mit Behagen
Wird dem Nebel abgewehrt.
Auflösung folgt in Nr. 23.

Auflösung des Homonyms in Nr. 21:
Auflösung.

Alle Rechte vorbehalten.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.